

Sven j. Olsson
Nackt

Erste Auflage
November 2019

Kulturmaschinen Verlag
Ein Imprint der Kulturmaschinen Verlag UG (haftungsbeschränkt)
20251 Hamburg

Die Kulturmaschinen Verlag UG (haftungsbeschränkt) gehört
allein dem Kulturmaschinen Autoren-Verlag e. V.
Der Kulturmaschinen Autoren-Verlag e. V. gehört den AutorInnen.
Und dieses Buch gehört der Phantasie, dem Wissen
und der Literatur.

Umschlaggestaltung: Sven j. Olsson
Satz: Andrea Deines
Druck: Booksfactory, Polen
Hinterlegt in BoD (Libri)

978-3-96763-061-9 (Kart.)
978-3-96763-062-6 (Geb.)
978-3-96763-063-3 (ePUB)
978-3-96763-064-0 (Mobi)

Sven j. Olsson

Nackt

Novelle



1. Nacht (Dienstag — Mittwoch)

Sie würden denselben Mond sehen, doch wenn sie ihn sähen, wäre es in ihren Augen nur der gleiche. Sie könnten hören, dass die Stadt auch nachts nicht zur Ruhe kommt, selbst wenn es ruhiger wird. In ihren Träumen wimmelt es von Menschen, Tieren, Ungeheuern, und sie sind doch einsam, auch wenn sie im Bett nicht allein sind.

Der Wind kennt keine Vergangenheit, denn ungestüm erobert er die Zukunft, und der Regen, sich in der Gegenwart verlierend, keine Zukunft. Die ungleichen Zwillinge der Zeit geistern durch Paläste und Hütten, Kneipen und Absteigen. Die zwei gespenstern in den Straßen und Hauseingängen, machen unter Brücken halt. Sie quälen Inez, die ein Klo nach dem anderen putzt, und weder Augen für den Mond, noch Ohren für die Stadt hat. Volker treiben sie wieder und wieder zum Fenster, durch die Wohnung von Zimmer zu Zimmer, lassen ihn angstvoll auf die Stadt hören. Er sehnt sich nach Schlaf, doch Vergangenheit und Zukunft sind nicht barmherzig. Erst kurz vor Morgenrauen werden ihm erschöpft die Augen zufallen.

In der sozialtherapeutischen Wohnanlage gluckst Anna im Schlaf, erkennt die zwei Quälgeister nicht und möchte mit ihnen spielen. Beleidigt ziehen die Zwillinge weiter, immer weiter, durch Schlaf- und Wohnzimmer, Bordelle und Beichtstühle. Allein um den Schnarcher auf dem seidenen Laken machen sie einen Bogen, er ist Politiker im Wahlkampf, und bedient sich ihrer am Tage virtuos.

Bei den Obdachlosen unter der Brücke halten die Unzertrennbaren sich schadlos. Bis auch das letzte Quäntchen Hoffnung ertrunken ist.

Das Leben

Anna sitzt auf ihrer Bank. Die Bank ist ihr Lieblingsplatz. Sie hat noch andere Lieblingsplätze, aber die Bank gegenüber der Rutsche mit dem roten, runden Holzmützengiebel ist ihr Lieblingslieblingsplatz. Jedenfalls heute. Nicht immer sitzt Anna auf ihrem Lieblingslieblingsplatz. Manche Mütter haben Angst und schimpfen Anna fort. Nur die traurige Frau ohne Kinder, die manchmal still im Schatten auf der Bank bei der Sandkiste hockt, sagt nie ein Wort.

Die Kinder mögen Anna. Sie erzählt lustige Sachen und macht komische Gesichter. Jetzt ist der Spielplatz nahe der U-Bahn Station verlassen. Nur Anna sitzt auf ihrem Lieblingslieblingsplatz, der Bank gegenüber der Rutsche. Auf den Blättern der Bäume tanzt die Sonne, die Sandkiste ist ein Wellenmeer.

Anna sprudelt die Worte aus sich heraus. Wie lachende Luftblasen steigen sie in die Welt.

»Wasserkocher. Pferd. Pferd. Wasserkocher.«

Die Worte schweben über den Spielplatz.

»Wasserkocher fährt. Fährt Wasserkocher.«

Sie drehen sich, trudeln, treiben, schlagen Purzelbäume, erreichen die Baumwipfel.

»Pferdewasser kocht. Wasserpferd kocht. Kochpferd wassert. Wasserkocher. Pferd fährt.«

Der Spielplatz schrumpft, die Worte küssen die Wolken.

»Fährt Kochwasser. Wasser kocht Pferd. Pferd kocht Wasser. Kocht Fährwasser. Wasser. Pferd. Kochwasser.«

Die Worte steigen höher und höher. Und höher. Sie tragen Annas Lachen in die Welt. Vielleicht sogar bis zur Sonne. Mindestens bis zur Sonne.

Anna lächelt. Sie lächelt laut. Mit geneigtem Kopf klärt sie auf.

»Pferd hat einen großen Kopf. Und lang. Pferd denkt nicht im Kreis. Pferd denkt oval.«

Sie wiegt ihren Kopf nach rechts und links. Nach rechts und links. Der Schatten auf der blanken Rutsche leistet ihr Gesellschaft. Er neigt sich von links nach rechts. Der Schatten beginnt zu tanzen. Anna hält inne.

»Wasser denkt wie Tropfen. Wasser kocht, denkt schneller. Verdenkt sich Kochwasser. Pferd wassert.«

Sie lacht nicht. Es ist ihr ernst.

In ihrer winzigen Küche ihrer Wohnung im sechsten Stock legt Inez den Wischlappen beiseite. Penibel zu einem Quadrat gefaltet schiebt sie ihn zur Spüle. Ihr Blick streift die flackernde Kerze vor der Madonna. Kurz hält sie inne. Die Madonna strahlt Ruhe und Frieden aus. Inez lächelt zurück.

»Familie ist wichtig. Zuhause haben wir zu acht in zwei Räumen gewohnt.«

Das Geschirrhandtuch hängt sie auf den Haken am Kühlschrank. Die Madonna antwortet nicht, aber sie kann gut zuhören.

»Da gab es kein eigenes Bett. Nicht für die Kinder. Wir hatten ein Bett zusammen. Als wir größer wurden, mein Papa baute die Betten übereinander. Die Jungen eines und die Mädchen eines. Die Kleinen schliefen zusammen.«

Sie rückt die zwei Plastikstühle am Küchentisch zurecht.

»Hier ist Platz für Kinder. Es gibt Spielplätze mit bunten Rutschen und Schaukeln, aber Menschen mögen keine Kinder.«

Mit der Rechten glättet sie ordnend die Plastiktischdecke. Ein paar Knickfalten bleiben. Aus dem Küchenschrank nimmt sie eine neue Kerze und legt sie zur Madonna.

»Für Kinder ist ein Zimmer, eine Küche und das Badezimmer zu klein. Außerdem wohne ich hier nicht. Also, nicht richtig. Der Chef von Reinigungsfirma hat mir die Wohnung gegeben. Ohne Pass kann ich keine Wohnung mieten. Die Küche ist klein. Zuhause wurde immer viel gekocht ...«

Inez nimmt aus einem Blechkästchen einige Fotos und legt sie auf den Tisch.

»Kaffee? Tee? Wasser? Oder Mineralwasser?«

Während sie spricht, füllt sie den blanken Kessel mit Wasser.

»Kaffee, ist das Beste.«

Heute hat sie statt des Kekses mal ein Stück trockenen Kuchen. Inez stellt den Kessel auf die Herdplatte. Dann dreht sie den Knebel auf Zwölf.

»Ich muss wieder backen. Sonntag? Da habe ich ein wenig Zeit. Immer diese Arbeit. Die ganze Woche nichts als Arbeit. Montag bis Sonnabend. Jeden Tag. Immer nachts. Putzen. Gäste habe ich – eigentlich keine. Ich würde gern Freunde einladen, aber ...«

Aus dem Hängeschrank hat Inez eine Kaffeetasse geholt und auf den Küchentisch gestellt. Die Kanne wartet neben dem Herd.

»Ich weiß nicht – Freunde? Woher soll ich wissen, ob es Freunde sind?«

Die Madonna lächelt und bleibt die Antwort schuldig. Für einen Augenblick setzt sie sich. Nur auf die Kante des Stuhls, bereit gleich wieder aufzuspringen.

»Freunde? Das ist gefährlich.«

Sie sieht zum Wasserkessel. Das Wasser lässt sich Zeit. Auch Inez überlegt.

»Ich kenne eine Frau.«

Ihre rissigen Finger blättern die Fotos.

»Sie kommt aus der gleichen Gegend.«

Sie zeigt auf das oberste Foto.

»Das ist meine Familie.«

Das Wasser blubbert und dampft. Inez steht auf, stellt die Platte ab.

»Ich habe Kollegen. Mehr nicht. Mit einigen rede ich. Natürlich. Man darf sich nicht verstecken, das fällt auf. Reden ja, aber nicht zu viel. Freunde sind gefährlich. Es darf keiner wissen, dass ich ohne Papiere bin. Ein falsches Wort und schon ist es kein Geheimnis mehr.«

Während sie das Wasser über den Kaffee gießt, sagt sie selbstversunken »Manchmal – ich hätte gern Gäste«.

Auf der Straße

Das Pflaster der Straßen der Stadt kennt Otto. Und Otto kennt das Pflaster der Straßen. All die quadratischen Steine sind Einzelstücke. Was keinen interessiert, einzig Otto.

»Sehen nur gleich aus ... Guck mal ... Genau ... Alle anders.«

Auch die Teerdecken sind Unikate. Wie die Wolken, denen Ottos Augen nachts folgen, wenn der Schlaf sich sträubt, wenn die träumeversprechenden Sterne Verstecken spielen.

An den meisten Tagen sind die gehauenen Steine und der schwarze Asphalt sein Horizont, immer sein Zuhause.

»Zuhause ... wo? Zuhause ... überall ...«

Otto hustet rau und hart. Sein Bellen will kein Ende finden. Endlich bekommt Otto wieder Luft.

»Und nirgends ...«

Der Husten ist sein ständiger Begleiter. Er ist ihm treu, wie kein anderer.

»Um ... für ein anderes ... was ändern ...«

Otto wird für einen Moment laut. Menschen wenden sich erschrocken um, angeekelt ab.

»Zu spät ... viel zu«

Der Husten zwingt ihn, leiser zu sprechen.

»Viel zu spät.«

Mühsam ergreift er wieder seine Sporttasche und seine Plastiktüten. Der Rücken ist gebeugt, der Gang schlur fend.

»Bin schon rumgekommen ... Hier und da ...«

Der Kopf verschwindet zwischen den Schultern.

»... früher mehr ... manchmal musste ich ...«

Der Mantel hat auch bessere Tage erlebt. Etliche Stellen sind dünn gewetzt und ein paar Löcher haben sich breitgemacht.

»Dann schikanieren sie dich ... egal wo du sitzt ... sie jagen dich weg ...«

An der Kaufhausecke, wo die Metallgitter der Gerüstabsper rung den Weg verengen, prallt Otto auf Volker.

»Aus dem Weg ... was ...?«

Volker verzieht unwillkürlich die Nase, macht einen entschuldigenden Schritt zurück. Otto hustet und schimpft.

»Was willst du? ... Hab nichts ... Bettel selber ... Penner.«

Fluchend zieht er weiter. Über den Vorplatz, an den Metallbänken vorbei, ohne Blick auf die Busse über die Straße. Volker sieht ihm hinterher. Nachdenklich. Ottos Tasche und Tüten stechen aus der Masse heraus. Sie sind aus Plastik und antik.

»Alles Scheiße ... Mensch ... Verdammt ... Leben ...«

Wo Otto geht, entsteht eine Schneise. Volker schüttelt den Kopf.

»Man kann nichts dagegen tun.«

Die Schneise ist wieder geschlossen, die Menschen jagen weiter. Otto ist verschwunden. Volkers Suche nach einer Zigarette bleibt ergebnislos.

»Man ist völlig hilflos. Wie soll man da ...? Furchtbar.«

Fahrig tasten seine Hände die Jacke ein weiteres Mal ab. Ohne Erfolg. Den Kopf gesenkt, nur keinem ins Gesicht sehen, schleicht Volker weiter. Ziellos. Vorbei an den Monumenten hanseatischen Kaufmannsdaseins, den trostlosen Nachkriegsbauten, den kommerzialisierten Baudenkmalern. Vorbei an Menschenfängern aller Arten.

»Man kann schon was dagegen tun. Aber eigentlich kann man nur reagieren. Tun, was von einem erwartet wird. Du musst tun, was von dir erwartet wird.«

Volker spricht leise. Fast flüstert er. Doch selbst das ist zu laut. Es war immer besser, wenn ihn keiner hörte.

»Wenn es denn Erwartung ist. Manchmal drängen die Ereignisse dich so in die Ecke, da kannst du gar nicht anders. Das ist im Knast so, das ist draußen so.«

Nur seine Lippen bewegen sich.
»Alles nur wegen der Kinder.«
Tonlos.
»Nur wegen der Kinder.«

Der Mensch

Ein Politiker erklärt sich. Er wählt eine sachliche Tonlage mit dem Hauch der Begeisterung für Problemlösungen. Immerhin ist er Politiker. Im Wahlkampf hilft auch eine Homestory, ein Interview im Wohnzimmer. Die Journalistin ist zu jung. Piet Meysenraich holt weit aus.

»Der Mensch lebt nicht in einem luftleeren Raum. Er ist kein Einzelgänger. Wirklich nicht.«

Meysenraich bevorzugt bescheidene Gesten. Andere trommeln mit den Fingern auf Tischplatte, Sessellehne, Oberschenkel. Sie vollführen raumgreifende Bewegungen mit den Händen, um Wichtigkeit zu demonstrieren. Nicht so Piet Meysenraich.

»Allein könnte kein Mensch überleben. Deshalb findet er sich in Gruppen, der Familie zusammen. Und das ist gut so.«

Er vertraut zudem auf die Macht der Pause. Sie ist eingeübt. Die Journalistin schweigt und schreibt. Der dänische Designsessel sieht so elegant aus, wie er unbequem ist. Piet sitzt auf dem Sofa.

»Diese natürliche Ordnung muss der Mensch respektieren.«

Ein bestätigender Blick. Auch der ist eingeübt.

»Wir können uns nicht gegen die Natur auflehnen.«
Piets Blick streift die Sahnetorte auf dem Glastisch.

»Dann schafft sich der Mensch selbst ab.«

Das Stück Sahnetorte ist größer als gewöhnlich. Die Gabel kann die stille Gier nicht verbergen.

»Man kann 16 Stücke aus einer Torte machen. Aber mehrere Stücke haben etwas Unersättliches. Dann lieber nur ein Stück.«

Der Blick schweift zur Torte.

»Ein zweites Stück fällt unter Völlerei. Aber zuhause darf man, sieht es ja keiner.«

Der Kuchenteller ist sorgfältig von Resten befreit.

»Wann bin ich schon mal zuhause.«

Piet Meysenraich leckt die Kuchengabel ein weiteres Mal ab. Dann legt er sie zufrieden auf den Teller.

Anna sitzt noch auf der Bank. Sie sieht zur Schaukel. Das Gerippe steht verlassen in der hintersten Ecke. Träumt von verhalltem Jauchzen und Lachen. Dass Kinder den Himmel berührten, ist lange her.

»Wasserkocher. Denkt Wasserkocher.«

Sie spricht mit der Welt. Die Welt hört ihr zu.

»Pferd denkt Linie. Immer gerade vor sich. Wasser durcheinander.«

Ganz ernst versucht sie zu gucken. Wie die Männer im Fernsehen.

»Möchte auch länglich mit Kurven denken.«

2. Nacht (Mittwoch — Donnerstag)

Die Sonne geht unter, der Mond geht auf und in Häusern und Wohnungen hat man teil an fremdem Leben.

Mitternacht naht und langsam kehrt auf den Straßen Ruhe ein, werden Fußgängerampeln nicht mehr benötigt, wird mit Rotwein oder Tabletten dem Schlaf geholfen. Letzte Gänge zur Toilette schieben die Nachtmahr auf. Wolken spielen im Licht des liebesbleichen Mondes Verstecken. Laternen rauben der Nacht die Dunkelheit, dem Himmel die Sterne.

Martinshörner zerreißen die Stille, in den Notaufnahmen herrscht Geschäftigkeit. Blutkonserven kommen auf den Haken, die Pausen reichen für zwei schnelle Züge von der Zigarette. Betrunkene singen unvollständige Refrains, pinkeln an Wände, reihern in die Büsche, warten an der Ampel auf Grün. Schlüssel stochern nach Einlass. Der Mond spielt mit den Wolken Fangen, Babys reißen schreiend die Nachbarn aus dem Schlaf. In Kneipen werden die Stühle auf die Tische gestellt, Fenster und Türen verriegelt. Das Wechselgeld stimmt.

Im Seniorenstift starrt eine in die Nacht. Gegen Morgen kommt ein leichter Schlummer, während in der U-Bahn müde Menschen der Arbeit entgegenfahren. Der Mond freut sich über den Feierabend.

Leben

Inez war letzte Nacht wieder putzen. Bevor sie den Schlaf nachholt, räumt sie auf. Sie reinigt die Box für das Obst, spült die Thermoskanne für den Tee aus, wischt ein weiteres Mal mit dem Lappen über die Spüle. Sie fährt mit ihm über die Decke auf dem Küchentisch und legt ihn sorgfältig zum Quadrat gefaltet neben den Wasserhahn. Ihre Bewegungen sind langsam, sie gähnt.

Müde hockt sich Inez an den Küchentisch. Vier Ecken, eine runde Plastikdecke mit grellbuntem Blumenmuster. Auf ihr, in der Mitte, die angestoßene Blechdose mit den Fotografien. In ihren Händen hält sie ein paar abgegriffene Bilder.

»Manchmal man hat keine andere Wahl, Mamma.«

Eine winzige Pause treibt verloren durch die Küche.

»Das Leben ist ... es gab nur diesen Weg. Diesen einen Weg raus aus dem Elend. Besser ist es überall.«

Ihr Daumen rutscht auf dem obersten Foto hin und her.

»Kein sauberes Wasser, nichts zu essen, das ist kein Leben, keine Zukunft.«

Der Daumen hält inne. Inez blickt auf.

»Haben wir nicht Recht auf ein besseres Leben?«

Ihr Lächeln gilt dem Foto, der Daumen streichelt.

»Mamma. Du hast so viel gelacht.«

Sie sieht lange auf die Fotografie.

»Du sagtest immer: Hab Geduld mein Kind. Eines Tages ...«

Das Ausatmen entlässt eine Last. Inez schluckt.

»Ich wollte nicht nur davon träumen.«

Auf dem Foto ist die Spur ihres Daumens sichtbar.

»Träume werden nicht wahr, wenn man nichts dafür tut.«

Ihre Augen sind ausgetrocknet.

»3000 Kilometer sind es. Oder mehr, ich weiß es nicht. Es sind viele Kilometer. Ich stieg ein, stieg aus und dachte, ich bin im Paradies.«

Das Atmen ist hörbar.

»Dieses Paradies hat viele Dornen.«

Sie presst die Lippen aufeinander. Die Pause wird länger als beabsichtigt. Sie atmet noch einmal durch.

»Rosen haben Dornen, Mamma. Sie sind wunderschön, aber sie stechen, wenn man nicht vorsichtig ist.«

Zuhause

In einem ehemaligen Siedlungshaus schreitet Volker den Weg vom Schlafzimmer zur Küche ab. Er zählt seine Schritte lautlos mit.

»Neun, Zehn, Elf.«

Im Türrahmen wendet er. Seine Stimme bleibt kaum hörbar, und ist für ihn doch dröhnend laut.

»Elf. Eine neue Wohnung ist etwas ganz Besonderes. Neue Nachbarn, neue Wege zur Arbeit, zum Einkaufen, zur Tankstelle.«

Gebaut wurde das Siedlungshaus am Rande der Stadt auf offenem Feld. Garten, ein Schuppen, Hilfe zur Selbstversorgung nach dem verlorenen Krieg. Die Wiesen und Äcker sind unter mehrstöckigen Neubauten mit Parkplätzen verschwunden. Aus den Schuppen wurden Garagen, aus den Gärten verschwand das Gemüse.

Volker geht zurück zum Schlafzimmer. Er zählt wieder mit.

»Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs ... elf.«

Volker bleibt stehen.

»Elf! Also elf Schritte. Gibt es Zufälle? Bin inzwischen elfmal umgezogen. Seit meinem Auszug aus dem elterlichen Zuhause. Schon der war aufgezwungen. Ich war zu laut, hatte die falschen Freunde – ich hatte gar keine, aber die waren die falschen.«

Seine Hand fährt über den Kopf. Die Haare sind ungewohnt.

»Nach elf Umzügen elf Schritte vom Schlafzimmer zur Küche. Elf Mal eine neue Wohnung, sieben Mal eine andere Stadt.«

Er setzt seinen Weg fort.

»Elf. Elf Freunde sollen es sein. Elf! Die Ersatzspieler sind keine Freunde. Die sind die Konkurrenz. Die sind über. Elf Umzüge sind genug!«

Er geht wieder zurück.

»Schlafzimmer Bad sind fünf, Schlafzimmer Küche elf. Bad Küche sechs. Von der Haustür zur Küche sind vier. Und von da elf ins Schlafzimmer.«

Er hält im Reden nicht inne, im Gehen auch nicht.

»Elf Mal neue Wege. Elf Mal. Jede Wohnung ist anders. Das eine Mal sind es sechs Schritte vom Schlafzimmer in die Küche, dann wieder nur drei. Hier sind es elf Schritte. Aus der Schlafzimmertür, links, dann elf Schritte, dann

rechts die Küche. Wie oft bin ich im Dunkeln gegen eine Tür gelaufen, die es nicht gab, von der ich aber wusste, dass sie genau an jener Stelle war – nur eben in einer der anderen Wohnungen. Elf, fünf, sechzehn. Drei. Elf, fünf, sechzehn, drei.«

Volker betrachtet das Schlafzimmer. Auf dem Bett liegen nackte Matratzen. Die Tür vom Schrank steht auf. Er ist bis auf eine Handvoll Bügel und einem Jackett leer. In der Ecke wartet eine unausgepackte Reisetasche.

»Meistens zog ich aus, bevor mir der Grundriss in Fleisch und Blut übergegangen war. Das Haus meiner Eltern kenne ich blind. Und die Zelle.«

Otto schleppt seine Sporttasche, die Plastiktüten und sich die Treppe nach oben. Das Treppenhaus der Mission verströmt den Geruch von Bohnerwachs. Auch wenn die Stufen seit vielen Jahren nicht mehr gewachst und gebohnt werden. Otto hat Hunger. Er ist spät dran. Am Kaufhaus stand einer im Weg.

»Im Hauseingang zieht es weniger ... Ist auch trockener ... Bei richtigen Hauseingängen.«

Otto hat Glück, die Essensausgabe ist noch nicht geschlossen. Sorgfältig deponiert er seine Habseligkeiten am Ende eines der langen Tische. Beim Essen will er nicht gestört werden. Langsam löffelt Otto die heiße Suppe. Sie bleibt im Bart hängen. Die Brote sind mit Butter bestrichen und mit Wurst belegt.

»Hauseingang ist nicht Hauseingang. Bei diesen neuen Siedlungen kommt man nicht rein.«

Otto hört schon lange keiner mehr zu. Gründlich kratzt er den Teller aus. Der Löffel lässt den Porzellanteller vom Hunger Ottos singen.